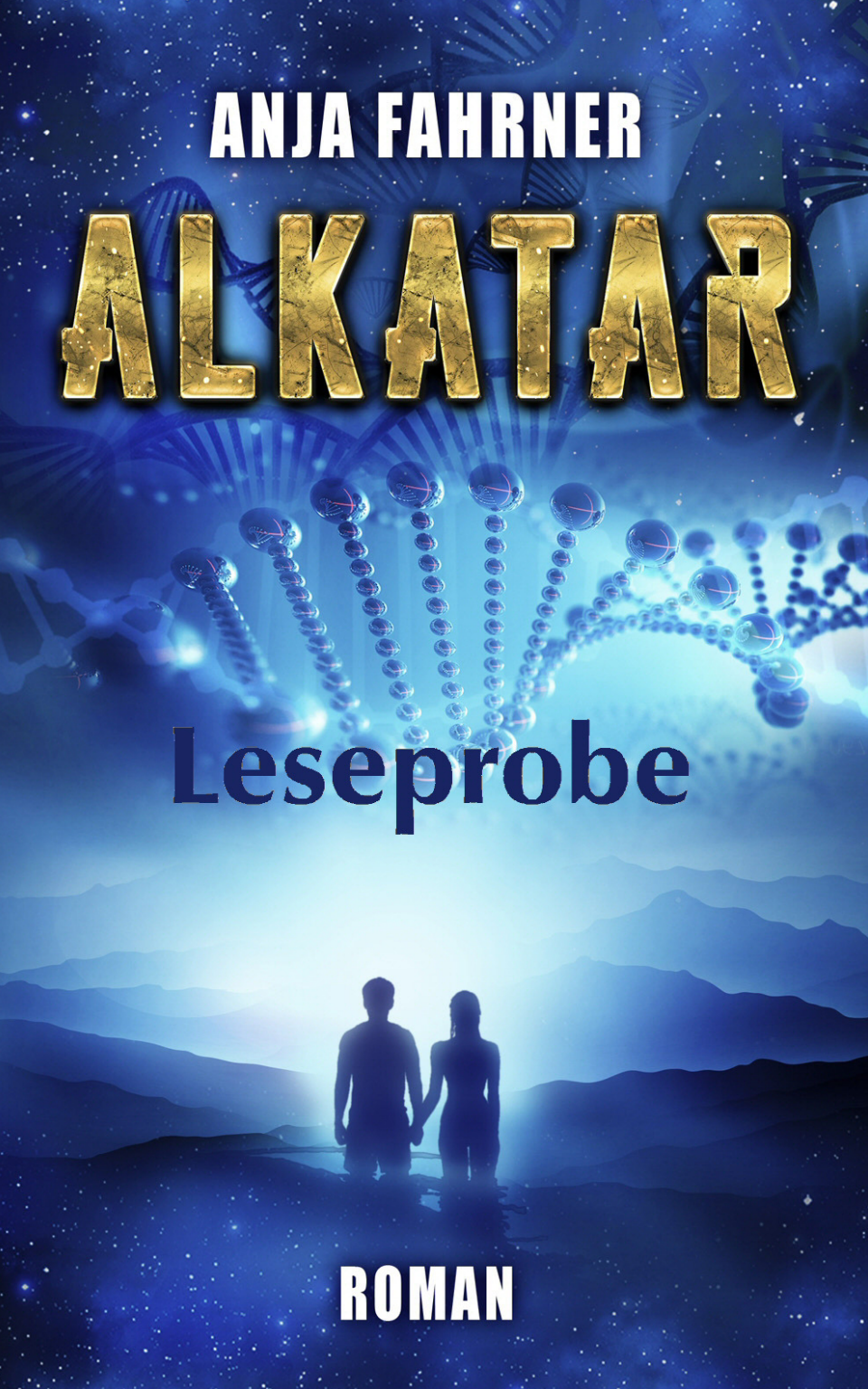




ANJA FAHRNER

ALKATAR

Leseprobe

ROMAN

ANJA FAHRNER

ALKATAR

– *Leseprobe* –



EMMERICH BOOKS & MEDIA

2016

ANJA FAHRNER

ALKATAR

Science-Fiction-Roman

Herausgeber:

Peter Emmerich

EMMERICH Books & Media

Wittmoosstr. 8, 78465 Konstanz

www.emmerich-books-media.de

Originalausgabe

© 2016 by EMMERICH Books & Media, Konstanz

& Anja Fahrner

© 2016 by Anja Fahrner

All rights reserved.

»Gebet des Waldes« auf Seite 143: Autor unbekannt.

Autorenfoto © Anja Fahrner

Cover-Gestaltung: Beate Rocholz

Bildquelle: shutterstock.com

»Metallic DNA helix« © ktsdesign

»DNA sequence shiny vector« © Saibarakova Ilona

»DNA molecules on blue background« © bluebay

»Couple standing in the water« © KieferPix

»Dark blue mountain landscape« © Panacea Doll

»Universe filled with stars, nebula and galaxy« © pixelparticle

Gesamtlayout und Satz: Jörg Schukys

ISBN-10: 1533142807

ISBN-13: 978-1533142801

INHALT

PLANET SUMAS	7
<i>Bitterer Abschied 9 · Initiierung 18 · Ousadap 22 · Marzellus 30 Henschel 36 · Wege der Zukunft 46 · Manusat 61 · Equilibrium 71 Pflichterfüllung 82 · Gefallene Vorsätze 94 · Preis der Zweisamkeit 101 Endgültige Abkehr 113</i>	
ERDE	125
<i>Vorboten der Veränderung 127 · Erscheinung 135 · Unzufriedene Gesellen 146 · Einsamkeit 153 · Unerwünschte Bekannte 160 · Flug 166</i>	
NEUANFANG	171
<i>Erwachen 173 · Begegnung 178 · Begrüßungsfest 186 · Ratneys 190 Andere Welten, andere Sitten 194 · Zeit des Lernens 198 · Zwist 203 Fortschritt 209 · Kontakt 214 · Besuch 224 · Vergeblicher Mut 229 Freundschaft 237 · Verschüttete Bedrohung 241 · Verlorener Sohn des Krieges 248 · Alte Feinde 252 · Erwachen 256 · Enttäuschende Neuig- keiten 261 · Ankündigungen 263 · Kalte Zeit 267 · Verlorene Freunde 270 Suche 274 · Annäherung 280 · Erste gemeinsame Schritte 288 · Dunkle Wolken am Horizont 291 · Enttäuschung 297</i>	
KRAFT DES BLUTES	303
<i>Missbrauchte Relikte 305 · Unerwünschter Besuch 308 · Sorgen 318 Verlust 325 · Nachtragende Freundin 335 · Einsame Verantwortung 339 Unerwarteter Schrecken 341 · Unangenehmes Erwachen 346 · Der Feind offenbart sich 348 · Erzwungene Verbündete 351 · Unberechenbare Kreaturen 356 · Überlebende 358 · Hilflosigkeit 362 · Malatomb 364 Verschüttete Erkenntnisse 374 · Der letzte Wille 380 · Wünsche 382 Abschied 385 · Keine Gnade 391 · Epilog 397</i>	
DIE AUTORIN	401

Die Gesamtausgabe von
»ALKATAR«
kann bei AMAZON
als Taschenbuch zum Preis von € 15,00
bzw. als eBook zum Preis von € 4,95
erworben werden.
Das eBook ist auch über BEAM-EBOOKS.DE erhältlich.
Die Printausgabe kann zudem auch
direkt über unsere Verlagseite
bestellt werden.

Print-ISBN-10: 1533142807
Print-ISBN-13: 978-1533142801

Weitere Informationen zum Buch
und zum Verlagsprogramm finden Sie auf der Webseite
WWW.EMMERICH-BOOKS-MEDIA.DE

PLANET SUMAS

BITTERER ABSCHIED

10.05.1707 IRDISCHER ZEITRECHNUNG

Mit geschlossenen Augen stand Alkatar an der Schlucht Adastinare, die sich durch weite Teile des Planeten Sumas zog. Nur das Geräusch des Windes, der mit seinem eisigen Hauch klagend durch das gewaltige Felslabyrinth strich, drang in sein Bewusstsein. Alkatar ignorierte die Finsternis und die Kälte, die das Gestein mit glitzerndem Reif überzogen hatte, und konzentrierte sich auf das warme Gefühl in seinem Inneren, das wie ein goldener Fluss sein Herz erwärmte.

»Die Freundschaft wird uns bleiben«, flüsterte Annevay dicht neben ihm. »Auch wenn du in weiter Ferne bist.«

»Ja, sie wird uns bleiben.« *Wenn es hell wird, dachte er, werde ich meine Halbschwester verlieren. Dann werde ich alles, was ich kenne, alles, was ich zu schätzen gelernt habe, verlassen müssen.* Sanft griff er nach Annevays Hand, drückte sie.

»Du hast das Talent unseres Vaters geerbt, eines großen Jägers, der die Sumaren mit Leichtigkeit führt«, sagte sie mitfühlend. »Ich bin mir sicher, dass du eine angesehene Sippe finden wirst.«

»Lass uns nicht von der Zukunft reden.« Flüchtig sah Alkatar zu seinen fünf Sumaren, die nur als gedrungene Schatten in der naheliegenden Mulde zu erkennen waren. Die pelzigen Wesen mit den vier handähnlichen Füßen hatten ihm während der letzten vierzig Schlaf- und Wachzyklen treu gedient, ihn bei der Jagd unterstützt und ihm und Annevay Schutz gewährt. Bald würde er ein eigenständiger Jäger sein, der ein Heer von ihnen befehligen durfte. Sein eigenes Heer, dem er telepathisch gebot und das seine Sinne erweiterte.

Ein zaghafter Lichtschimmer überzog die schroffen Felsen mit einem glutroten Hauch, lenkte seine Aufmerksamkeit zu dem rötlichen Streifen am Horizont, dem Vorboten der hellen Phase. *Jetzt sind wir erwachsen. Wir haben die Initiierung bestanden.* Aus den Augenwinkeln betrachtete er seine Halbschwester, ihre anmutige schlanke Silhouette in der heraufziehenden Dämmerung. *Ist es schon so lange her, dass ich mit ihr im Spiel durch das Gebirge gerannt bin? Gemeinsam haben wir die unbeschwerte Zeit der Jugend genießen dürfen, haben alles erlernt, was zum Überleben in der Wildnis notwendig ist. Eine dunkle und eine helle Phase haben wir bewiesen, dass wir selbständig sind, den Erwachsenen würdig.* Vor seinem inneren Auge zogen noch einmal die letzten vierzig Wachzyklen vorbei, die sie weit abseits ihrer Sippe, den Adrastea, verbracht hatten. Zwanzigmal Erwachen in blendender Helligkeit, Schlaf in brütender Hitze; Jagen, Sammeln, Konservieren von Nahrung, unermüdlich, bis sich die Schatten dehnten und die Sonne hinter dem schroffen Gestein verschwunden war. Danach zwanzigmal Erwachen in dunkler Kälte; ein dicht gedrängter Knäuel Leiber, Sumariter und Sumaren, die sich Wärme spendeten. Stille, karge, rationierte Nahrung – Zeit für den Abschied von der Kindheit, das Ausrichten auf die Zukunft.

Der rötliche Hauch wurde golden, raste schließlich gleißend auf sie zu. Alkatar beobachtete, wie sich die tiefschwarzen Pupillen seiner Halbschwester verkleinerten, bis sie das leuchtende Grün der Iris freigaben und sich zu einem winzigen Punkt verengten. Er verspürte den Drang, den unnachgiebigen Fluss des Lebens zu stoppen, aber er floss dahin, viel zu rasch, glitt durch die Finger wie der feine Sand, den der Wind durch die Schluchten trug.

»Komm.« Annevays Antlitz verzog sich zu einem schelmischen Lächeln. »Lass uns den Faustach überlisten.«

Alkatar erinnerte sich an das riskante Spiel ihrer Kindheit, das eine süße Belohnung versprach. *Wie oft haben wir die lichtscheue Kreatur mit den Giftstacheln unter dem Sand hervorgelockt, um ihr seinen Nektar zu stehlen. Doch das ist lange her. Wir sind nun erwachsen, eines solchen Spieles nicht mehr würdig.* »Wir werden zurückkehren«, erwiderte er hart. »Jetzt.«

»Ach komm schon. Verdirb nicht unsere letzte gemeinsame Zeit.«

»Nein.«

»Wer weiß, wann wir uns wiedersehen werden.« Sie richtete sich stolz auf. »Außerdem bin ich ab heute deine Gebieterin, eine erwachsene Frau aus der Sippe der Adrastea. Ich befehle dir, deiner Bestimmung als Jäger zu folgen.«

Er wollte den Abschied nicht unnötig hinauszögern, nicht durch solch eine gefährliche Spielerei. Er würde die Sippe verlassen, so wie alle Männer nach bestandener Initiierung ihre Heimat verlassen mussten. So verlangte es der Brauch und es gab nichts, was er dagegen tun konnte. Doch ärgerte es ihn, dass Annevay sich so kurz vor ihrer Trennung als seine Herrin gebärdete.

»Das war nicht ernst gemeint, liebster Bruder.« Sie lachte prustend und zwickte ihn freundschaftlich in die Wange. »Nun komm schon. Weißt du nicht mehr, was das für ein Spaß war?« Mit diesen Worten rannte sie einfach los.

Die zarten Gewächse des Gebirges, grau und unscheinbar in der dunklen Kälte, reckten, nun von Helligkeit überstrahlt, ihre filigranen Auswüchse wie bunte Skulpturen in das warme Licht. Das schwarze Gestein verschwand unter einem Feuerwerk der Farben.

Alkatar sog tief die würzige Luft ein, dann brachte er die fünf Sumaren unter seine mentale Kontrolle und trabte mit ihnen hinter seiner Halbschwester her die Berge hinab in eine sandige Ebene trügerischer Glätte.

»Hm. Unsere Freunde waren fleißig. Haben riesige Mengen Nektar für uns gesammelt.« Annevay sah ihrem Halbbruder mit witternd erhobenem Kopf entgegen, dann trat sie aufmerksam auf den weichen Sand. »Ich spiele die Beute.«

»Nein.« Er kämpfte gegen sich selbst, kämpfte gegen das, was man ihn gelehrt hatte. Die erwachsenen Frauen waren das Fundament der Sippe und geboten den Männern.

»Du bist zu behäbig.«

»Du bist jetzt eine tragende Säule der Adrastea, eine zukünftige Koordinatorin.« Er neigte leicht sein Haupt als Zeichen seiner Ehrerbietung. »Doch der gefährlichere Part gebührt mir, dem Jäger, dessen Körper behäbiger sein mag als deiner, dessen Sinne jedoch an Schärfe gewonnen haben.«

»Du bist zu schwer. Du verdirbst uns die Jagd.«

Unbehaglich sah er in ihre erwartungsvoll leuchtenden Augen.

»In Gedenken an das Vergangene, an unsere Kindheit.« Sie legte ihre Armbrust zur Seite und zog ihr Jagdmesser. Hochkonzentriert setzte sie einen Fuß vor den anderen, so vorsichtig, als könne sie dem Sand Schaden zufügen.

Die Sumaren zischten leise, schlugen erregt mit ihren Schwänzen, drängten Alkatar um Erlaubnis, Annevay folgen zu dürfen. Er spürte ihre Erregung, aber das war keine Beute für sie, nichts, was man mit so wenigen Jägern offen angreifen konnte. Er befahl seinen Gefährten, abseits auf ihn zu warten.

Mit demütig geneigtem Kopf zogen sich die Sumaren enttäuscht zurück.

Alkatars Herzschlag beschleunigte sich, als er seine Repetierarmbrust in Anschlag nahm. Witternd lokalisierte er die Faustache, die tief unter ihnen lauerten. Das Fieber der Jagd hatte auch ihn gepackt. Er folgte

Annevey so dicht wie möglich, aber in ausreichender Entfernung, um die lichtscheuen Kreaturen nicht zu wecken.

Seine Halbschwester wagte sich weit in die Ebene vor, zu weit für seinen Geschmack. Doch sie ignorierte seine Geste der Rückkehr. Er beobachtete, wie sie lächelnd stehen blieb und unter sich deutete. Angespannt verharrte er, bereit, seinen Pfeil ins Ziel zu schießen.

Sie trat fest mit dem Fuß auf.

Alkatar hörte ein Rumpeln, spürte Vibrationen unter seinen Füßen. Dann sackte der Sand unter Annevey strudelförmig ab, entschwand in einem unsichtbaren Loch. Erleichtert sah er, wie sie sich mit einem mächtigen Satz vor der tödlichen Öffnung rettete und geduckt den Angriff erwartete. Der gepanzerte Hinterleib des Faustaches schoss vor ihr in die Höhe, bog sich mit seinen zangenförmigen Auswüchsen in ihre Richtung.

»Komm doch, du hässliches Mistvieh. Greif an.« Sie lachte und warf mit einem Ruck ihre dunklen Haare nach hinten.

Wie gebannt starrte Alkatar auf den zangenbewehrten giftigen Hinterleib der Bestie, der bogenförmig in Richtung Annevey wippte. Dann befreite sich der Faustach mit einer einzigen kraftvollen Bewegung vom restlichen Sand. Sein kugelrunder, glasiger Kopf kam zum Vorschein, aus seinem schnabelförmigen Maul drang ein ohrenbetäubendes drohendes Zirpen. Wütend versuchte er, den Störenfried mit seiner Zange zu treffen.

Annevey wich geschickt aus.

Alkatar zwang sich zur Ruhe, zielte auf den empfindlichen Kopf seines Gegners, hielt die Luft an und schoss.

Sirrend löste sich der Pfeil und durchschlug mit einem dumpfen Schlag den ungeschützten runden Hinterkopf der Kreatur. Der Hinterleib bäumte sich zuckend auf, erschlaffte und sackte in sich zusammen.

Erleichtert lauschte Alkatar Annevays übermütigem Lachen. Ihr mentales Lob seines Schusses begleitete seine Gedanken, spülte seine Sorgen einfach hinfort.

Mit vorgestrecktem Jagdmesser näherte sie sich witternd dem Loch im Sand, sprang hinein und kam kurz darauf mit einer prallen rot glänzenden Wabe wieder heraus. Triumphierend hielt sie die mit zäher Flüssigkeit gefüllte Blase nach oben. Dann, unvermittelt, lief sie los, so, wie sie es als Kind oft getan hatte. Tief versanken ihre Füße im Sand.

Noch während sie die ersten Schritte tat, sah er die Erkenntnis in ihren Augen, spürte er ihren Schrecken darüber in sich, einen schwerwiegenden Fehler begangen zu haben. Sie war kein kleines Mädchen mehr, dessen Füße den Boden beim Laufen so sanft berührten, dass die Faustache sie nicht genau orten, sie nicht als Bedrohung wahrnehmen konnten. Sie war eine erwachsene Frau. Einen Moment stand er wie erstarrt, unfähig zu begreifen, was folgen würde. Ein markerschütterndes Dröhnen riss ihn aus seiner Lethargie.

Der Sand schien zum Leben zu erwachen.

Annevay rannte so schnell, wie sie konnte.

Alkatar versuchte die Faustache zu lokalisieren, die ihr gefährlich werden konnten. Hinter ihr erschienen die Leiber der ersten Kreaturen, zu weit weg, um sich bedroht zu fühlen. Sie würden sich wieder zurückziehen. Mahlend bewegte sich der Sand vor Annevays Füßen. Sie wich den Strudeln aus, blieb schließlich geduckt stehen. Die Wabe fiel aus ihrer Hand, überließ ihre goldgelbe Flüssigkeit dem durstigen Boden. Fast gleichzeitig schossen fünf zangenbewehrte Hinterleiber in die Höhe.

Alkatar reagierte, ohne nachzudenken. Eines der Bies-ter, das seinen Kopf zuerst aus dem Sand schälte, erlegte er mit einem Schuss. Obwohl er wusste, dass die Sumaren einem Faustach unterlegen waren, befahl er ihnen den Angriff auf die Bestie, die im Begriff war, seine

Halbschwester von hinten anzufallen. Nachdem er einen weiteren Faustach mit einem Pfeil getötet hatte, sprang er mit gezogenem Messer an ihre Seite. Zwei der Sumaren fielen blutüberströmt in den Sand. Drei der Tiere hatten sich in den Körper ihres Gegners verkrallt und brachten ihn dazu, sich mit seiner ungewöhnlichen Last hilflos im Kreis zu drehen.

Alkatar und Annevay kämpften nun Rücken an Rücken.

Sie schrie leise auf.

Für einen winzigen Moment blickte er zur Seite und erkannte erleichtert, dass sie ihren Gegner erledigt hatte. Mit aller Kraft stieß er der tobenden Kreatur vor sich das Messer tief in den geöffneten Schnabel, dann packte er seine Halbschwester bei der Hand, zog sie mit sich fort, fort von der sich im Todeskampf windenden Bestie.

Sie hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten.

Gewaltsam zerrte er sie auf festen Grund, sank erschöpft auf die Knie.

Auch sie ließ sich keuchend niedersinken.

Die zwei Sumaren, die den Angriff überlebt hatten, rannten zu ihrem Herren, schmiegt sich wimmernd an ihn.

»Ein wahrhaft würdiger Abschluss unserer Kindheit«, schnaufte Alkatar verärgert. Er horchte auf, denn in seinem Inneren war etwas Fremdes, Besorgniserregendes erschienen. Eine kalte Leere schien sich in ihm auszubreiten.

»Alkatar!« Ihre Stimme war nur ein Hauch. Sie lag nun schwer atmend auf der Seite.

Mit einer dunklen Vorahnung kroch er zu seiner Halbschwester, tastete hektisch mit seinen Augen ihren Körper ab. Er entdeckte ein blutiges Loch in ihrer Hüfte, aus dem der Rest eines Stachels ragte.

»Du wirst der beste Jäger von Sumas werden.« Sie wandte sich mühsam ihrem Halbbruder zu, lächelte

verkrampft, hustete. »Du bist nicht behäbig.« Speichel sammelte sich in ihren Mundwinkeln.

Der Schmerz schien Alkatar innerlich zerreißen zu wollen.

Annevays Körper bäumte sich auf, kämpfte verzweifelt gegen das Gift. Sie holte röchelnd Luft. »Vergiss ... mich ... nicht ... niemals!«

Er spürte hilflos, wie ihr Geist sich erweiterte, sie ihren Abschied an jeden Einzelnen ihrer Sippe sandte. Für kurze Zeit waren sie alle in einem gemeinsamen Gefühl des erschrockenen Erstarrens, der Trauer, verbunden. Dann verflüchtigte sich Annevay – die Schwester, die Tochter, die Frau. Ihre warme Anwesenheit, die Alkatar sein Leben lang begleitet hatte, erlosch in einem winzigen Augenblick endgültig. Noch nie hatte er sich so leer gefühlt, so einsam. Er drückte ihren leblosen Körper an sich, weinte still vor sich hin. Deutlich fühlte er den Ruf seiner Sippe in sich, den Ruf sofort zurückzukehren. Doch er ignorierte ihn. Ohne ein Zeitgefühl zu besitzen, presste er Annevay an sich, bis auch der letzte Rest Wärme aus ihr gewichen war. Erst dann ließ er sie den Sand gleiten, betrachtete liebevoll ihr blasses Gesicht. Wie betäubt schloss er ihre Augen, die ihren Glanz verloren hatten, dann zog er den Stachel aus der Wunde. Es war einer der giftigen Zähne, mit denen die Zangen der Faustache auf der Innenseite besetzt waren. Er schlug ihn in ein Stück Leder ein, steckte ihn in seine Tasche – ein schmerzliches Erinnerungsstück an Annevays Freundschaft – das Einzige, was ihm von ihr bleiben würde.

Der Ruf der Sippe wurde drängender, wurde zu einem Befehl.

Er nahm Annevay in seine Arme und stand schwankend auf. Ohne Pause wankte er durch die gleißende Helligkeit, die brütende Hitze, lief, bis seine Beine ihn nicht mehr tragen wollten, er völlig erschöpft auf den steinigen Boden sank.

Die beiden Sumaren kauerten sich dicht neben ihn.

Alkatar holte den Stachel des Faustaches aus seiner Tasche, betrachtete ihn. Nur ein Stich, ein kurzer Augenblick des Schmerzes, dann würde alles vorbei sein. Er würde seiner Halbschwester folgen, würde der innerlichen Leere entfliehen.

Eine warme Kraft breitete sich in ihm aus, das Gefühl von Stärke. Doch es waren weder seine Kraft noch seine Stärke. *Lasst mich in Ruhe*, dachte er matt, zu schwach sich gegen die fremde Einflussnahme zur Wehr zu setzen. *Lasst mich einfach sterben*. Aber die Sippe hinderte ihn daran, seiner Todessehnsucht nachzugeben. Fügsam steckte er den Stachel weg, hob den Leichnam auf und schleppte sich weiter.

INITIIERUNG

15.05.1707 IRDISCHER ZEITRECHNUNG

»Alkatar Telaria. Knie nieder!«

Hoch erhobenen Hauptes stand Assasina, die Sippenmutter, auf dem Versammlungsplatz zwischen den Langhäusern und sah Alkatar streng an. Der Wind spielte mit ihrem farbenprächtigen, bodenlangen Gewand, schmiegte es eng an ihren hageren, vom Alter ausgezehrten Körper. Ein loderndes Feuer sprühte seine Funken in den wolkenlosen Himmel.

Wie befohlen kniete er sich mit gesenktem Kopf in den Staub. Er hatte Annevays Leiche zurück zur Sippe gebracht, ihnen die Vorkommnisse geschildert. Daraufhin war er mit Vorwürfen überhäuft und als verantwortungslos bezeichnet worden. Sie hatten über seine Zukunft beraten, lange beraten – und schließlich verkündet, dass er seine Initiierung bestanden habe. Nun kniete er inmitten der Sumariter, die ihm bald fremd sein würden, inmitten ihres schwermütigen Schweigens. *Wie ausgelassen wäre die Stimmung, wenn ihre zukünftige Koordinatorin hier knien würde.*

»Wir sind zusammengekommen, um diesen Knaben zu ehren, der zu einem Mann gereift ist«, unterbrach Assasina die schmerzliche Ruhe. »Er hat sich unserer Sippe als würdig erwiesen, als würdig, das edle Zeichen der Adrastea zu tragen.«

Warum bin ich nicht an ihrer statt gestorben? Alkatar blickte auf das Eisen in der Glut des Feuers, das Brandzeichen. Es besaß die Form einer Sonne mit flammenden Strahlen. Es würde ihn zu einem eigenständigen Jäger machen, einem vollwertigen Mann. *Bin ich wirklich würdig, es zu tragen, ich, der Annevay nicht habe schützen können?*

Tarnus, Alkatars Vater, löste sich aus der Menge und trat auf seinen Sohn zu. Behutsam öffnete er dessen Weste und legte seine Brust frei. Feierlich schritt er danach auf das Feuer zu, nahm das rotglühende Eisen aus der Glut, näherte sich wieder seinem Sohn und sah ihn ernst an.

Nachdem Alkatar seinem Vater die mentale Zustimmung gesandt hatte, schloss er die Augen. Es zischte, der Geruch verbrannten Fleisches durchdrang die Luft. Dann kam der Schmerz, so heftig, dass er ihm fast die Besinnung raubte. Er empfand es als Wohltat, als Strafe, als Ablenkung vom inneren Schmerz, der wie ein nicht enden wollender Sturm alles Lebendige unter sich zu ersticken drohte. Mit zu Fäusten geballten Händen und fest aufeinander gepressten Zähnen unterdrückte er gewaltsam die aufsteigenden Tränen.

»Alkatar Telaria, erhebe dich!«, befahl Assasina.

Alkatar, noch immer ein Gefangener seiner Schmerzen, öffnete die Augen, stand schwankend auf.

»Es ist geschehen. Von nun an lautet dein vollständiger Name Alkatar Adrastea Telaria.« Feierlich hob die Sippenmutter die Hände in den Himmel. »Mögest du uns Ehre bringen. Mögest du unser Blut weitertragen und eine Stütze für Sumas sein. Mögen dir die Sumaren zu Willen, das Jagdglück dir wohlgesonnen sein.«

Ja, es ist geschehen – und die Einsamkeit rückt näher. Ich habe geglaubt, Annevay in meinem Inneren behalten zu dürfen – sie zu spüren, auch aus der Ferne, als ein Hort des Verständnisses, der Wärme, der Energie. Eine Begleiterin auf dem schwierigen Weg, der mir bevorsteht. Doch nun bin ich wirklich allein.

»Möge dieses Manturenleder deine zweite Haut sein«, riss ihn die vertraute Stimme seiner Mutter Aziza aus seinem Selbstmitleid. Sie stand vor ihm, hielt ihm die mit roten Ziernähten versehene dunkle Lederkleidung entgegen. »Möge es dich in der Wildnis vor allen Unbilden schützen.«

Alkatar betrachtete die kostbare Kleidung emotionslos, zog sie unter den Blicken der Anwesenden mit steifen Bewegungen an. Seine Brust fühlte sich an, als hielte ihm jemand eine brennende Fackel an die Haut, als löse sich sein Fleisch unter den Flammen auf. Er ignorierte die Schmerzen. Nachdem er fertig war, musterte ihn seine Mutter mit einem Anflug von Stolz, dann strich sie ihm liebevoll über die Wange – eine für ihn seltene Geste der Zuneigung. »Du bist zu einem stattlichen Sumariter geworden«, sagte sie mit einem wehmütigen Lächeln. »Zehn Sumaren deiner Wahl werden dich begleiten.« Sie überreichte ihm ein reich verziertes Jagdmesser und eine Repetierarmbrust, schließlich eine schwere Wasserblase und seine Ledertasche. »Sie enthält genug, damit du in den nächsten Wachzyklen keine Not leiden musst.« Ein sorgenvoller Zug grub sich in ihr Gesicht. Sie zögerte. »Wenn du scheitern solltest ...«, fügte sie kaum hörbar hinzu, »... wirst du bei uns immer eine Zuflucht finden.«

Eine Zuflucht auf Zeit. Die Verbitterung schien Alkatars Selbst zermalmen zu wollen. *Lieber sterbe ich, als mir diese Blöße zu geben.*

»Genieße nun das letzte Mahl in unserer Gesellschaft«, schloss die Sippenmutter Assasina die Zeremonie.

Sogleich kam Bewegung in die reglose Menge. Gefäße voller Köstlichkeiten wurden herbeigetragen, zwei Männer wuchteten das braunrote Fleisch eines Sadosos über das Feuer. Auch sein Vater und seine Mutter beteiligten sich an der Vorbereitung des Festmahles. Als einer der Männer Faustachglut ausschenkte, versetzte der Anblick Alkatar einen schmerzhaften Stich in seinem Inneren. Die rotgoldene Blase in Annevays Händen drängte sich ihm in Erinnerung, ihr sinnloser Tod. *Was hält mich noch hier? Ich bin bereits jetzt ein Heimatloser.* Er öffnete die Tasche und kontrollierte, ob sie das enthielt,

was ihm am meisten am Herzen lag: der Faustachsel, der seine Halbschwester getötet hatte. Das einzige Erinnerungsstück, das ihm von ihr blieb. Da lag es – sorgfältig in das Stück Leder gewickelt.

Als niemand auf ihn achtete, stahl er sich in das Langhaus, in dem Annevay aufgebahrt worden war. Friedlich, die Arme über der Brust gekreuzt, lag sie auf dem steinernen Podest, das den Toten vorbehalten war. Auch sie trug die Kleidung, die man für sie nach der erfolgreichen Initiierung vorgesehen hatte – eine mit roten Stickereien versehene Schutzkleidung aus schwarzem Manturenleder.

Annevays Mutter, die neben ihrer Tochter auf dem Boden hockte, sah Alkatar feindselig entgegen.

Obwohl er deutlich ihre Ablehnung, ihre Trauer und Wut spürte, kniete er sich vor den Leichnam seiner Halbschwester, um Abschied zu nehmen. Er berührte mit den Lippen seine Hand und legte sie ihr sanft auf den Mund, der sich erschreckend kühl und fest anfühlte. »Solange ich atme, werde ich dich nicht vergessen«, flüsterte er.

»Geh jetzt«, zischte Annevays Mutter. »Und komm niemals wieder. Niemals. Hörst du.«

Wortlos verließ er den Raum, schlich lautlos um das Gebäude herum zu den Sumaren, die, unbeeindruckt von dem Fest ihrer Herren, gelangweilt in der Sonne dösten. Als sie Alkatar bemerkten, richteten sie sich auf, näherte sich ihm erwartungsvoll. Einige versuchten, Liebkosungen zu erhaschen, indem sie ihm ihren pelzigen Nacken entgegen reckten.

Er nahm zu zehnte von ihnen mentalen Kontakt auf, ließ sie einen schützenden Kreis um ihn bilden, einen Kreis, der seine Sinne erweiterte. Er fiel in einen flotten Trab, rannte, ohne sich noch einmal umzuwenden, fort von dem Ort, der einst seine Heimat gewesen war.

OUSADAP

26.05.1707 IRDISCHER ZEITRECHNUNG

Alkatar rannte und rannte, fast pausenlos, während die Sonne unerbittlich über das Firmament kroch. Die Schlucht Adastinare und damit das Stammesgebiet der Adrastea lagen bald weit hinter ihm, das Niemandsland begann, eine unendlich erscheinende Steinwüste. Wie hypnotisiert blickte er auf das dunkle Band am Horizont, das nicht näherzukommen schien.

Warum habe ich mich Annevays Willen gefügt? Warum war ich beim Kampf nicht schneller gewesen? ... Die Gedanken in seinem Kopf schienen unermüdlich Reigen zu tanzen, in einem unsäglich trägen, stupiden Rhythmus. Nichts konnte ihnen Einhalt gebieten, nichts sie in eine andere Richtung lenken.

Das dunkle Band wurde zu den Umrissen einer schneebedeckten Gebirgskette. Ein massiger schwarzer Fleck wurde allmählich sichtbar, niedriger als die ihn umgebenden Berge. Das war der Ort, hinter dem die Zukunft auf ihn wartete ...

Ein mehrstimmiges mentales Flehen durchbrach Alkatars Gedanken. Er horchte auf, blieb keuchend stehen. *Meine Sumaren! Fast habe ich sie vergessen.* Er hatte sie in einem weitläufigen Kreis um sich postiert, die Umgebung routiniert über ihre Sinne nach Gefahren abgesucht, ohne daran zu denken, dass seine Jagdfahrten auch ihre Bedürfnisse hatten. »Ihr habt Recht«, gab er schuldbewusst zu und setzte sich auf eine der staubigen Felsplatten, die wie endlos ineinandergeschobene Quader die karge Ebene ausfüllten.

Mit demütig gesenktem Kopf kamen die Tiere erschöpft auf ihn zu. Ihr Fell war schmutzig und verschwitzt.

Alkatar gab jedem von ihnen ein Stück Fleisch und einen Schluck Wasser. Dann nahm er sich selbst seinen Anteil. »Ihr würdet lieber jagen gehen«, wandte er sich an die hüfthohen Wesen, die sich mit ihren spitzen Zähnen gierig über ihr Futter hermachten. »Das würde ich auch lieber tun, aber wir haben keine Zeit dafür.« Kurz darauf zwang er die um Ruhe flehenden Geschöpfe unter seine mentale Kontrolle und sandte sie zurück zu ihren Positionen. Er wusste, dass er ihnen zu viel abverlangte, die Pausen für sie zu kurz waren, aber er musste sein Ziel vor der lebensfeindlichen dunklen Phase erreichen. Und sein Ziel war der schwarze Koloss inmitten dieses unendlich erscheinenden Gebirgszuges am Horizont, der Berg, der aussah, als habe ihm jemand den Kopf abgerissen. Am Fuß dieses geköpften Monstrums, des erloschenen Vulkans Eseps, lag Ousadap, die Stadt der Heimatlosen.

Erst als die Sonne ihren Zenit schon deutlich überschritten hatte, erreichte er die dunkle Bergflanke, die vor ihm in den Himmel zu wachsen schien. Der Vulkan war zwar die niedrigste Stelle in der Gebirgskette, die einzige Passage auf die andere Seite, doch jetzt, wo Alkatar vor ihm stand, wirkte er so unüberwindlich wie der Weg zu den Sternen.

Die Sumaren kauerten sich keuchend dicht neben ihrem Herren nieder, nutzten die Zeit, um sich auszuruhen.

Die Vorstellung nach dem anstrengenden Lauf in der brütenden Hitze dort hinaufzuklettern, war für Alkatar niederschmetternd. *Wie schön wäre es, jetzt Annevays Kraft zu spüren, ihren Trost.* Ohne ihre mentale Anwesenheit fühlte er sich wie die Wasserläufe am Grunde der Schlucht Adastinare, denen die Hitze in der hellen Phase das Wasser stahl und sie tot und völlig ausgetrocknet zurückließ. Es schien ihm, als könne niemals mehr so viel Regen fallen, um den Fluss des Lebens in seinem

Inneren zu füllen. Eine Welle der Wut fegte plötzlich den trägen Gedankenreigen in seinem Kopf zur Seite. »Warum musstest du mich verlassen?«, schrie er aufgebracht und schlug mit der Hand hilflos gegen den Felsen. »War diese dämliche Blase voll Nektar das wert?« Doch er war nicht nur wütend auf Annevay, sondern auch auf den Berg, weil er ein Berg war und auf sich selbst, weil er nicht fähig war, Ordnung in sein Inneres zu bringen.

Mehrmals atmete er tief durch. »Kommt.« Wieder Herr seiner selbst verteilte er das restliche Fleisch und die Beeren unter den Sumaren auf, gab jedem einen kräftigen Schluck Wasser. »In Ousadap könnt ihr mir nicht mehr helfen. Ihr habt eure Pflicht erfüllt und dürft zu eurem Volk zurückkehren.«

Die Sumaren sahen ihn verunsichert an, keckerten erregt. Sie wollten ihren Herren nicht verlassen.

Schweren Herzens entzog Alkatar ihnen seinen mentalen Kontakt. Doch erst als er ihren einfach strukturierten Geist mit einer schmerzhaften Welle flutete, rannten sie erschrocken davon. Noch bevor sie in der Ferne verschwunden waren, begann er mit dem Aufstieg. *Du wirst dich jetzt nach vorne richten. Hinter diesem Berg wartet die Zukunft auf dich. Das, was hinter dir liegt, ist festgeschrieben und unveränderlich.* Allmählich gelang es ihm, dem Gedankenreigen in seinem Kopf einen anderen Rhythmus aufzuzwingen. Annevay würde als eine wärmende Erinnerung in seinem Herzen bleiben, als ein unwiderruflich verlorener Schatz. Was blieb, war die unerträgliche innere Leere, das Gefühl, mit sich selbst allein sein zu müssen.

Nachdem er auf dem Gebirgsplateau angekommen war, wischte er sich erschöpft den Schweiß von der Stirn und betrachtete erstmals die Landschaft jenseits der Berge, die Ebene Kastele, ihre kargen braunen Hügel, die sich bis zum Horizont erstreckten. Weit unterhalb war

ein fahlgelbes Labyrinth kastenförmiger Bauwerke zu erkennen, das unruhig in der brütenden Hitze flimmerte. Wie Pünktchen drängten sich unzählige Sumariter durch das einzige Tor der von einer hohen Mauer eingeschlossenen Siedlung. Aus einem Haus im Zentrum stieg Rauch auf. Metall schlug auf Metall, gleichmäßig, monoton.

Das war also Ousadap, die Stadt der Heimatlosen, der Ort, zu dem alle initiierten jungen Männer strebten. Alkatar musste an seine Kindheit denken, daran, wie er gebannt den Erzählungen derjenigen Männer seiner Sippe gelauscht hatte, die in Ousadap Anschluss an die Adrastea gefunden hatten. Sie hatten von einem Ort blühenden Lebens gesprochen – in der hellen Phase. Aber auch von einem Ort des Schreckens – in der dunklen Phase. Kritisch studierte er den Sonnenstand. Die gleißende Scheibe hatte ihren Zenit weit überschritten, hatte einen Teil ihrer Helligkeit bereits eingebüßt, doch die Zeit würde noch reichen, um auf die Suche nach einer neuen Sippe zu gehen.

Unverzüglich begann er mit dem Abstieg. Die Bergflanke vor ihm war steiler als auf der Aufstiegsseite, das Gestein porös. Oft gab es unter seinen prüfend zupackenden Händen nach und fiel mit lautem Getöse in den Abgrund. Erst als er unten angekommen war und sich unter den Strom Reisender mischte, überfiel ihn eine lähmende Müdigkeit. Sein Körper forderte, was er ihm zu lange verwehrt hatte. Entmutigt betrachtete er die vielen Jagdformationen, die unterwegs waren; perfekt aufeinander eingespielte Kollektive tödlicher Präzision und mentaler Macht. Manche der Sumariter waren mit Bündeln und Säcken beladen, die zum Tausch vorgesehene Waren enthielten. Alkatar beobachtete einen jungen Mann, der ein Stück vor ihm lief, hoch aufgerichtet blickte er wachsam umher. Er taxierte offensichtlich die Sippen, versuchte herauszufinden, wo er eine Heimat auf Lebenszeit finden konnte. Er wirkte ausgeruht, voll

Energie, während Alkatar bereits Mühe hatte, die Augen offen zu halten und einigermaßen geradeaus zu laufen.

Was machst du überhaupt hier?, fragte er sich. Die Sippen erwarten von den initiierten jungen Männern, dass sie in tadellosem körperlichem und geistigem Zustand sind. Willst du ihnen so gegenübertreten? Glaubst du etwa, sie sagen. Hey, Junge, du bist zwar völlig am Ende, aber wir werden dich trotzdem nehmen. Ist es dir Recht, wenn wir dich tragen? Dann kannst du dich auf dem Weg in deine neue Heimat ausruhen.

So würde das nichts werden. Er lief zurück zur Bergflanke, wo er eine höhlenartige Nische fand, die ihm Schutz vor der Sonne bot. Bevor er sich der Prüfung durch die Sippen stellte, musste er Kraft schöpfen. Nur ein wenig die Augen schließen. Für kurze Zeit ... Er legte sich nieder. Die Geräusche des Lebens in der Ferne wirkten beruhigend; die Hammerschläge, das Stimmengewirr, das dunkle Lachen eines Mannes, die helle Stimme einer Frau ...

Genüsslich sog Alkatar den süßen Duft einer dunkelhaarigen Frau ein. Sie lief dicht an seiner Seite, sah verliebt zu ihm auf. Er blieb stehen, schloss sie in seine Arme, spürte ihre Wärme. Eine innige, mentale Vereinigung füllte ihn aus, die ihn aufs Tiefste befriedigte ... Das markerschütternde Brüllen eines Manturen zerriß die Harmonie. Die Erde erbebte, spie ein riesiges zottiges Monster aus, das mit seinen armlangen Reißzähnen nach seiner Gefährtin schnappte ...

Alkatar fuhr erschrocken hoch und stieß sich den Kopf am Felsen. Es war nicht nur das Erwachen aus einem verwirrenden Traum dunkler Sehnsüchte, sondern die schmerzhafteste Rückkehr in die Wirklichkeit. Sein Körper war steif vor Kälte, entkräftet vor Hunger und Durst.

Die Frau und das Ungetüm waren verschwunden.

Als er aus der Höhle stolperte, verfolgte er entsetzt, wie das gleißende Licht der hellen Phase von einem schwarzen Schatten verjagt wurde, der die gelben Farbtöne der Stadt verschluckte und die Hitze der Steine aufsaugte. Es begann zu regnen, kühlte rasch ab.

Er hatte geschlafen.

Lange geschlafen.

In der nun herrschenden Dunkelheit lauschte er dem Heulen des Windes, fühlte die dicken Regentropfen auf seinem Gesicht und begriff allmählich, in welcher misslichen Lage er sich gebracht hatte. Die Kleintiere und Pflanzen zogen sich in diesem Augenblick zurück und damit gab es nichts mehr, von dem sich ein einsamer Mann in der Wildnis ernähren konnte. Zudem besaß er weder Vorräte, ein warmes Lager noch Sumaren. Ihm wurde bewusst, dass er die dunkle Phase nur noch in Ousadap überleben konnte. Wenn er Glück hatte. Sein Blick schweifte zu der Stadt in der Finsternis. Er erinnerte sich an das Gebäude im Zentrum, aus dem Rauch aufgestiegen war. *Das ist die Schmiede. Muss sie sein. Vielleicht meine einzige Hoffnung.*

Zurück in der trockenen Höhle durchsuchte er seine Ausrüstung und überlegte, was er gegen Nahrung tauschen konnte. Er besaß ein verziertes Messer, eine Armbrust, einige Häute. Er würde dem Schmied zuerst die Häute anbieten, doch zur Not musste er sich von seinen Waffen trennen, um die Dunkelheit zu überstehen und hoffen, in der hellen Phase Anschluss an eine Sippe zu erlangen.

Alkatar rief sich das Labyrinth der Stadt in Erinnerung, versuchte, sich an den Weg zur Schmiede zu entsinnen, dann verließ er die schützende Höhle, trat in die feuchtkalte Finsternis. Nachdem er aus einer Pfütze gierig Wasser getrunken hatte, schleppte er sich dahin, bis er wieder auf dem ausgetretenen Pfad wandelte, der verlassen vor ihm lag. Wenig später durchschritt er

das unbewachte Tor, lief zwischen den steinigen, nun grau und abweisend wirkenden Behausungen hindurch. In der dunklen Phase war die Stadt ein Auffangbecken für die Übriggebliebenen, die Schwachen, für die mit einem Makel Behafteten, für diejenigen, die nicht fähig waren, alleine in der Wildnis zu überleben. Er hatte sich durch sein Handeln selbst zum Bodensatz der Gesellschaft katapultiert. In seiner Vorstellung begab er sich in ein Tal, in das man invalide Raubtiere zusammengepfercht hatte. Nur die Gerissensten, die Stärksten oder diejenigen, die sich in Gruppen organisiert hatten, trugen den Sieg und damit die Beute davon.

Er ignorierte die Warnung in seinem Inneren und lief weiter durch die trügerische Einsamkeit. Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen, lauschte und witterte. Obwohl die Straße verlassen vor ihm lag, spürte er, dass er nicht alleine war. *Ich muss mich beeilen, muss so rasch wie möglich zur Schmiede gelangen, bevor die Raubtiere erwachen und die Verfolgung aufnehmen.*

Hektische Schritte in der Seitenstraße rechts von ihm, dann schräg hinter ihm. Alkatar fühlte die Präsenz von weiteren Sumaritern.

Er rannte los.

Die mentale Koordination mehrerer Individuen, ihre Synchronisation – zielgerichtet kreiste sie ihn ein.

Schritte näherten sich von rechts.

Alkatars Füße flogen förmlich über das nasse Pflaster. Er wich nach links in eine Seitenstraße aus, kam von seinem eingepprägten Weg ab. *Die Schmiede kann nicht mehr weit entfernt sein.*

Die Schritte waren nun dicht hinter ihm.

Die Gasse endete. Entgeistert starrte er auf ein Gebäude, dessen Fenster mit Brettern vernagelt waren. Es gab keinerlei Deckungsmöglichkeiten. »Du Narr«, schimpfte er mit sich, »hast dich in eine Falle locken lassen.« Er zog sein Jagdmesser und blieb geduckt stehen.

Die Schritte hinter ihm wurden langsamer. Die Jäger wussten, dass sie ihre Beute gestellt hatten. Mit zum Zerreißen gespannten Nerven blickte er acht jungen Männern entgegen, die sich ihm mit geschmeidigen Bewegungen näherten, verwahrloste Gestalten in zerschlissene Stoffketten gehüllt.

Ein Aufblitzen. Alkatar warf sich zur Seite und hörte das Klirren eines Metallgegenstandes, der auf Stein schlug. Während er sich abrollte, sah er für einen winzigen Augenblick nach oben. *Die Balkenköpfe!* Die Enden der Balken, mit denen die Decken im Gebäude eingezogen waren, standen deutlich von der Häuserfront ab. Er schnellte nach oben, bekam das faserige Holz zu packen, kletterte geschickt zur nächsten Ebene, bis er das flache Dach erreicht hatte.

Keiner verfolgte ihn.

Er triumphtierte. *Da ist sie, die Schmiede.* Er konnte sie vor sich am Ende der Straße sehen. Flink kletterte er hinunter, sprang auf das Pflaster, rollte sich ab und wollte auf den Eingang des Bauwerkes zustürmen. Doch fühlte er abermals die Anwesenheit der acht Sumariter, diesmal so dicht, dass er nicht mehr entweichen konnte. Noch während er erstaunt überlegte, wie sie so rasch auf die andere Seite gelangt waren, griffen sie an.

Alkatar wirbelte herum, traf mit seinem Ellenbogen eine Schulter, mit seinem Fuß einen Bauch, dann schmettete er einem schwächlichen Burschen die Faust mitten ins Gesicht, spürte, wie das Nasenbein seines Gegners unter seinen Knöcheln zerbrach. Jemand packte ihn am Arm, kurz darauf fühlte er einen stechenden Schmerz in seinem Bein.

Ein Hagel von Schlägen prasselte auf ihn ein.

Erlösende Dunkelheit senkte sich auf ihn hinab.

ERDE

VORBOTEN DER VERÄNDERUNG

20.04.2030

Endlich Feierabend. Jetzt einfach nur hinlegen und nichts tun. Müde stieg Stefa die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf, aber ein seltsamer Geruch ließ sie auf dem Treppenabsatz verharren – ein Duftcocktail aus frischgebackener Pizza, vermischt mit etwas Beißendem, Weihrauchartigem. *Das kann er unmöglich in meinem Zimmer machen,* fuhr es ihr durch den Kopf. Erzürnt stürmte sie die letzten Stufen empor und öffnete ihre Zimmertür. Ihr Bruder Heinrich und ihre beste Freundin Susanne hockten im Schneidersitz auf dem Teppich, ruhig und entspannt, als sei es das Selbstverständlichste der Welt, Stefas Zimmer als Gemeingut zu betrachten. Während er genüsslich an einem recht ansehnlichen Joint sog, lächelte sie in stumpfsinniger Glückseligkeit.

»Das ist verboten«, entfuhr es Stefa.

»Soso. Das ist also verboten.« Ungerührt formte Heinrich mit seinen Lippen einen perfekt geformten weißlichen Qualmkringel, verfolgte mit einem befriedigten Gesichtsausdruck, wie er majestätisch nach oben schwebte und sich mit dem wabernden Dunst an der Zimmerdecke vereinigte. »Bis unsere Eltern von der Arbeit kommen, sind wir hier fertig und es wird wieder nach Hasenstall duften«, sagte er betont gelassen. »Aber zuerst haben wir hier etwas zu feiern und etwas Wichtiges zu erledigen.«

»Feiern und erledigen?« Besorgt blickte Stefa zu ihrem Hasen Kaspar, der angesichts der ungewohnten Gerüche aufgeregt in seinem Käfig hin und her hoppelte. *Wenn unsere Eltern nach Hause kommen und etwas von diesem Zeug riechen, gibt es ein Donnerwetter.* Ihre Mutter Maria würde sich aufregen und Kopfschmerzen

bekommen und ihr Vater Gregor würde nicht müde werden, seine Sprösslinge stundenlang anzubrüllen.

»Etwas, das unsere Zukunft verändern wird.«

»Aha.« Hastig wollte Stefa zum Fenster laufen, um es zu öffnen, doch ihr Fuß stieß gegen einen Gegenstand, der mit einem dumpfen Geräusch über den Boden rutschte.

»Hoppla!«, rief Susanne. »Du ruinierst unser Abendessen.«

Erst jetzt registrierte sie den bunten Pappkarton, daneben die vier Bierdosen, einige Blätter bedrucktes Papier und einen Kugelschreiber, alles wild auf dem Teppich verstreut.

»Willst du ein Stück Pizza? Das ist die Gute, die mit der scharfen Salami drauf.« Bevor Stefa reagieren konnte, entnahm Susanne dem bunten Pappkarton eine wabbelige Teigmasse. Käse zog sich und tropfte auf den mit Hasenstreu gesprenkelten Teppich. »Tut mir leid«, brachte sie prustend hervor.

»Ihr seid ganz schön breit. Wisst ihr das?« Sie nahm ihrer Freundin die Pizza aus der Hand und legte sie auf ihren Schreibtisch. Nachdem sie das Fenster geöffnet hatte, wedelte sie hektisch in der Luft herum, doch der beißende Geruch wollte nicht aus dem Raum entweichen.

»Stress nicht so rum, Stefchen.« Auffordernd hielt Heinrich seiner Schwester den Joint unter die Nase. »Nimm erst einmal einen Zug. Das beruhigt.«

Immer wieder nennt er mich Stefchen, obwohl er weiß, dass ich das nicht leiden kann. Vorwurfsvoll sah sie ihrem Bruder in die Augen, dann anklagend auf den glühenden Stängel in seiner Hand.

Er zuckte nur gleichmütig die Schultern, lehnte sich zurück und sog abermals an dem Joint.

Er nimmt mich nicht ernst, meint noch immer, über mich bestimmen zu können. Wenn ich ihn jetzt zurechtweise, wird

er es ins Lächerliche ziehen. Da sie sich vor ihrer Freundin diese Blöße nicht geben wollte, nahm sie es stumm hin. Stefchen ist gerade richtig für mich, diese Verniedlichung, schimpfte sie mit sich selbst. *Ich bin bereits achtzehn und verhalte mich wie ein unmündiges Kind.* Resigniert griff sie nach einem Papiertaschentuch, mit dem sie den Käse auf dem Teppich wegzureiben versuchte. Ein schmieriger Fleck entstand.

»Lass den Quatsch und setz dich endlich! Du verbreitest Unruhe«, befahl Heinrich.

»Zur Feier des Tages.« Susanne strahlte.

»Zur Feier des Tages?« Stefa rubbelte noch immer auf dem klebrigen Fleck herum, bis sich kleine weiße Röllchen vom Taschentuch lösten.

»Ich habe einen Studienplatz in München bekommen.« Susannes Körper straffte sich. »Lehramt.«

»In München.« Jetzt musste sie sich setzen. Sie ließ die kläglichen Reste des Tuches sinken. »So weit weg.« Nur am Rande registrierte sie das abfällige Lächeln ihres Bruders. Susanne war ihre einzige Freundin. Vor einigen Wochen hatten sie gemeinsam das Abitur bestanden. Doch während Susanne ein Studium anstrebte, wusste Stefa noch immer nicht, was sie werden wollte. Um ein wenig Bedenkzeit zu gewinnen, leistete sie ein freiwilliges soziales Jahr in einer Klinik ab.

»Das ist erst im Herbst. Außerdem werde ich in den Semesterferien hierher kommen. Und du kannst mich besuchen.« Susannes Augen leuchtenden.

Heinrich hielt seiner Schwester abermals den Joint unter die Nase.

Diesmal nahm sie den glühenden Stängel entgegen und sog kräftig daran. Wohlig breitete sich in ihr ein Gefühl der Gleichgültigkeit aus. Die würzigen Dämpfe des Krautes beflügelten ihre Fantasie, erleichterten das Absinken in eine Traumwelt, in der sie niemals der Verlierer war. Sie sah sich dicht vor ihrem Helden Ragnar

sitzen, der mit seinem Pferd Schneemähne über eine endlose Wiese galoppierte.

»He!«, rief Susanne abrupt. »Nicht träumen. Ihr habt noch etwas zu erledigen.« Sie hatte eines der Schriftstücke vom Teppich aufgehoben und wedelte damit in der Luft herum.

»Was ist das?« Stefa folgte den Bewegungen des Blattes und versuchte vergeblich, den Text darauf zu entziffern.

»Unsere Zukunft.« Heinrich riss das Blatt an sich, um es seiner Schwester in die Hand zu drücken. »Wir haben alle so einen Brief bekommen.«

Erst jetzt erkannte sie ihren Namen auf dem Anschreiben, direkt unter dem Zeichen der Regierung. Zwanghaft unterdrückte sie die unsinnige Heiterkeit, die jauchzend ihre Kehle zu erklimmen drohte. *Warum rauche ich nur immer wieder dieses Zeug, obwohl ich weiß, dass es mich zu einer Idiotin macht?* Hektisch huschten ihre Augen über den Text.

Wollen Sie etwas für die Zukunft tun? Wollen Sie Ihrem Leben einen Sinn verleihen?

Wenn ja, dann ist dies für Sie eine einzigartige Gelegenheit.

Unser Angebot: ein Leben ohne Arbeitslosigkeit, ohne Geldsorgen, mit kostenloser Kost und Logis. Ein Neuanfang in unberührter Natur.

Voraussetzungen: Sie sind belastbar, stehen Veränderungen offen gegenüber und können Ihr bisheriges Leben hinter sich lassen. Gerne heißen wir auch Familien und Gruppen willkommen.

Was wir nicht wünschen: Fragen zur Mission. Es handelt sich um ein geheimes Projekt, dessen Hintergrund erst zu gegebener Zeit veröffentlicht werden wird.

Interessiert?

Wenn Sie zum auserwählten Kreis derjenigen gehören wollen, die den Menschen eine bessere Zukunft weisen

werden, dann melden Sie sich bis spätestens zum 23.05.2030 PERSÖNLICH in der Polizeistation, Untergasse 3.

Stefa atmete hörbar aus, spürte dem Zucken ihrer Mundwinkel nach, kämpfte mit der durch das THC ausgelösten irrationalen Leichtigkeit in ihren Gehirnwindungen.

»Ist das nicht komplett verrückt?«, gluckste Susanne.
»Wer macht denn so etwas? Sich freiwillig für eine zweifelhafte Mission ohne Wiederkehr melden?«

Das jauchzende Etwas hatte ihre Kehle besiegt und brach ungehindert nach draußen. Sie bekam einen Lachanfall.

»Ein angemessener Beitrag zu solch einer Mission.«
Susanne nickte gewichtig wie ein Pfarrer.

»Wir werden diesen Unsinn gleich entsorgen.« Mit diesen Worten wollte sie mit dem Anschreiben zum Papierkorb stapfen. Doch da war Widerstand, eine Klammer um ihr Handgelenk.

»Nein!« Heinrich verstärkte den Griff um ihren Arm. Sein Blick schien sich in ihren Willen bohren zu wollen.

»Nein?« Die Verwunderung schwebte durch ihren Körper, schunkelte verschmitzt mit ihrer Glückseligkeit.

»Wir werden uns freiwillig melden. Beide.«

Stefa blickte in die Augen ihres Bruders. Sie schienen zu glühen, schienen sie davon überzeugen zu wollen, dass sie ihn begleiten musste. Dann las sie immer und immer wieder die Aussagen des Briefes, bis die Buchstaben verschwammen. Sie war unfähig zu begreifen, nicht bereit, die Konsequenzen ihrer Antworten zu überblicken. Die Worte »den Menschen eine bessere Zukunft weisen«, »geheimes Projekt«, »bisheriges Leben hinter sich lassen« zogen Kreise in ihrem Gehirn. Ihr Verstand rang mühselig mit dem berausenden Nebel, kämpfte das glückselige Gefühl nieder. *Das geschieht*

nicht wirklich. So etwas passiert nur im Film, in einem Computerspiel oder in einem Buch. Wenn etwas Bedeutendes in dieser Welt geschieht, dann geschieht es anderen, Helden und Bösewichten, prominenten Persönlichkeiten. Ich bin nichts von alledem. Eine leise Panik stieg in ihr hoch. Susanne würde sie verlassen. Und ihr Bruder, der einzige Mensch, bei dem sie sich geborgen fühlte, war im Begriff, sich sogar endgültig von ihr zu entfernen. »Das kannst du nicht tun«, murmelte sie. »Ich kann das nicht tun.«

»Doch du kannst«, sagte Heinrich beschwörend.
»Und du wirst.«

»Nein!« Ihr schossen die Tränen in die Augen.

»Lass sie«, meldete sich Susanne zaghaft zu Wort.
»Das ist eine Entscheidung, die jeder für sich alleine treffen muss.«

»Misch dich nicht ein«, fuhr sie Heinrich an. Er ergriff Stefas Hand. »Wir sollten zusammenbleiben.« Seine Stimme wurde sanft. »Stefchen. Was soll denn schon passieren? Sie werden uns bestimmt nicht für alle Ewigkeit auf einer einsamen Insel einsperren.«

Der Nebel in Stefas Verstand wurde zu einer bedrohlichen, undurchdringlichen Wand, die ihr die Luft zum Atmen nahm. Sie erhob sich und lief zum geöffneten Fenster, um frische Luft in ihre Lungen zu pumpen. *Werde nüchtern*, schalt sie sich. *Werde endlich wieder nüchtern*. Die Tränen zogen unaufhörlich Bahnen über ihre Wangen.

»Du lässt sie jetzt in Ruhe«, fauchte Susanne. »Wer weiß, was die Regierung mit den Freiwilligen anstellt. Du kannst dich allein ins Unglück stürzen.«

»Stefchen lebt doch unter einem Stein«, schrie Heinrich unbeherrscht. »Ihr beide, nein ganz Deutschland, lebt unter einem Stein. Alle arbeiten von früh bis spät, um sich ihr bisschen Wohlstand zu erhalten, während um sie herum seit dem Sparprogramm die Aufstände

toben und die Atomreaktorwracks in Frankreich unsere Umwelt verstrahlen. Alle tun so, als sei alles in Ordnung. Es wird nicht mehr lange dauern, bis auch hier das Chaos ausbricht.«

»Es wird alles wieder gut werden«, sagte Susanne im Tonfall einer umsorgenden Mutter.

Er lachte überreizt. »Geh und studier deinen sinnlosen Quatsch. Ich werde jedenfalls versuchen, etwas Sinnvolles zu tun.«

Susanne stand beleidigt auf. »Ich hol dich am Sonntag zum Joggen ab«, wandte sie sich an ihre Freundin. Dann verließ sie hoch erhobenen Hauptes das Zimmer.

Stefa lauschte den eiligen Schritten auf der Treppe und zuckte zusammen, als ihr Bruder sie an der Schulter berührte. »Lass mich in Ruhe«, jammerte sie.

»Überleg dir gut, was du tust. Das ist vielleicht unsere einzige Chance, dem zukünftigen Elend zu entfliehen.«

»Geh jetzt. Bitte.« Sie meinte, in seiner Stimme eine leise Drohung vernommen zu haben.

Nachdem er sein Anschreiben vom Boden aufgehoben hatte, ging er ohne weitere Worte.

Stefa blieb allein zurück. Wie mechanisch warf sie die Essensreste, die Pizzaschachtel und die vier Bierdosen in den Mülleimer, legte ihr Schriftstück sorgsam auf den Schreibtisch. Es war nur Papier, aber es hatte die Macht, ihr Leben zu ändern. Wie betäubt griff sie in ihre Jackentasche, um den Löwenzahn, den sie auf dem Heimweg gepflückt hatte, herauszuholen. Sie kniete sich vor den Hasenkäfig und hielt eins der Blättchen zwischen den Gitterstäben hindurch, beobachtete, wie ihr Hase Kaspar neugierig schnuppernd auf sie zu kam, in das Grün biss und das Blatt wackelnd in seiner haarigen Schnauze verschwand. Der Anblick beruhigte sie, ihre Tränen versiegt. Dann öffnete sie den Käfig, hob Kaspar heraus und setzte ihn auf den Teppich. Er rann sofort los, hoppelte übermütig im Kreis herum.

»Für dich ist alles in Ordnung«, seufzte sie und wünschte sich, die vergangene Stunde ungeschehen machen zu können. Um Heinrichs verrücktes Vorhaben aus ihrem Kopf zu streichen, legte sie sich auf ihr Bett und steckte den Clip ihres Wearable in ihr Ohr. In der ruhigen Stimme des Sprechers schien sich die bedrängende Wirklichkeit im unendlichen Universum zu verflüchtigen.

»... Krieger Ragnar hatte der Königin von Serenien einen wertvollen Dienst erwiesen. Mit Wehmut dachte er an die Frau in unerreichbarer Ferne, an seine Geliebte. Er gab die Hoffnung nicht auf, mit ihr vereint zu werden – in dieser Welt oder in der Welt jenseits unserer Vorstellungskraft.«

Wie oft habe ich diese Stelle bereits gehört? Stefa stützte sich auf ihren Ellenbogen und sah auf den Bildschirm ihres Wearable. Mit ihrem Zeigefinger strich sie zärtlich über die Darstellung eines Mannes, der mit wehender Mähne auf seinem Schimmel saß und den Blick in die untergehende Sonne gerichtet hatte. Dann blickte sie zu Kaspar, der sich hechelnd langgestreckt vor ihr Bett geworfen hatte. »Endlich müde, mein Süßer.« Sie hob ihn vor ihr Gesicht. »Hast du alle dunklen Ecken ausgekundschaftet?« Behutsam setzte sie ihn auf ihre Decke, kraulte ihn hinter seinen Ohren. Erst hielt er völlig ruhig, dann schleckte er ihren Arm ab. Seine winzige Zunge fühlte sich wie raues Schleifpapier an. Die Hand in das weiche Fell ihres Hasen vergraben, mit dem wohligen Gefühl, ein behütetes Kind zu sein, knipste sie schließlich das Licht aus. Das Anschreiben der Regierung, die Mission, das Vorhaben ihres Bruders ... Weit fort, entschwinden im Strudel der Erinnerungen. Die Probleme würden sich auflösen. Bestimmt. Irgendwie ...

ERSCHEINUNG

21.04.2030

Sanft fiel das Licht des neu erwachten Tages durch die geblühten Gardinen. Stefa räkelte sich wohligh in ihrem Bett und sog genüsslich den Duft von frischgebackenen Brötchen, den würzigen Geruch von Kaffee ein. Verschlafen kraulte sie ihren Hasen, der, wie jedes Wochenende, ausgestreckt auf ihrer Bettdecke ruhte. Nachdem sie ihn in seinen Käfig gesetzt hatte, öffnete sie die Vorhänge und sah in einen strahlenden Morgen, der den gestrigen Tag wie einen bösen Traum erscheinen ließ.

Kurz darauf saß sie frisch geduscht mit nassen Haaren am Frühstückstisch. Ihr Vater Gregor las schweigend die Nachrichten auf seinem Pad, während Heinrich, ebenfalls schweigend, eine Brötchenhälfte dick mit Marmelade bestrich. Er sah übermüdet aus.

»Du hast es lange bei deiner Freundin ausgehalten«, wandte sich Maria an ihren Sohn.

»Ja.« Heinrich sah seine Schwester eindringlich an. Sein Gesichtsausdruck hatte etwas Verschwörerisches, erinnerte sie an den Tag, an dem er einen Ball in die Fensterscheibe des Nachbarn geworfen hatte. Nur sie hatte es beobachtet. Ihr Bruder hatte ihr das Versprechen abgerungen, ihn nicht zu verraten. *Was hat er diesmal verbochen?* Wie ein Kälteeinbruch nach einer lauen Herbstnacht durchbrach das Bild des Anschreibens ihre mühsam errichtete heile Welt. *Was hat er getan? Hat er sich vielleicht bereits freiwillig gemeldet? Ich muss es meinen Eltern sagen.* »Am Freitag haben wir einen Brief ...« Schmerzhaft traf sie etwas an ihrem Schienbein.

Heinrich sah sie warnend an. Seine Augenbraue zuckte verräterisch.

»Was für ein Brief?«, wollte ihre Mutter wissen.

»Ach nichts«, erwiderte Stefa kleinlaut und nahm sich ein Brötchen.

»Hört euch das an.« Mit angespannter Miene sah ihr Vater auf die Oberfläche seines Pads. »Ab Sonntag, den 21.04.2030, also heute, wird auf der nördlichen Hemisphäre eine Himmelserscheinung sichtbar werden, eine spiegelnde Kugel, die so groß wie der Mond erscheint. Die Regierung weist darauf hin, dass es sich um kein außerirdisches Flugobjekt handelt, sondern um eine einfache Wettermessstation. Sie bitten die Bewohner, diese Nachricht weiterzugeben, um einer unnötigen Panik vorzubeugen.«

»Eine Wettermessstation?«, wiederholte ihre Mutter nachdenklich. »So groß?«

Ihr Vater musterte seine beiden Kinder streng über den Brillenrand. »Die Regierung versucht, junge Leute für eine zweifelhafte Mission zu rekrutieren. Wenn ihr diesen Unsinn erhaltet, werdet ihr euch auf nichts einlassen.«

Stefa hatte ihr Brötchen durchgeschnitten und die Oberseite mit Formfleisch belegt. Während sie auf die andere Seite Nougatcreme strich, sagte sie leise. »Es handelt sich angeblich um eine Mission für die Zukunft der Mensch...« Sie fühlte abermals einen Tritt gegen ihr Schienbein.

Heinrich nippte mit Unschuldsmiene an seiner dampfenden Tasse Kaffee.

»Das sind doch Lügner und Betrüger«, ereiferte sich ihr Vater. »Der Teufel mag wissen, was die Regierung wirklich treibt. Es gibt viel zu viele neue Gesichter in der Politik in letzter Zeit, seltsamen Typen. Man kann niemandem mehr trauen.«

Es klingelte.

»Das ist Susanne.« Heinrich machte eine auffordernde Kopfbewegung zu seiner Schwester. »Du solltest sie nicht warten lassen.«

Bevor sie begriff, was ihr Bruder da tat, klaubte er die beiden Hälften ihres Brötchens von ihrem Teller, fügte sie zusammen und drückte sie ihr in die Hand. »Kannst du beim Joggen essen.«

»He!«, rief sie entrüstet und dachte angewidert an die Nougatcreme, die sich gerade auf dem Formfleisch verteilte. Sie verstummte, als sie in die Augen ihres Vaters sah. *Ich weiß, was dieser Blick zu bedeuten hat: »Nimm dein Brötchen«, heißt das, »und verschwinde. Du weißt genau, dass deine Mutter am Wochenende ihre Ruhe braucht.«*

»Geh schon, Schätzchen.« Maria verzog ihren Mund zu einem flüchtigen, gequälten Lächeln.

Stefa erhob sich, stapfte wortlos aus der Küche und öffnete mit dem Brötchen in der Hand die Tür.

»Ich wollte dich nicht beim Frühstück stören.« In lockerer Haltung stand Susanne am Eingang, in eine helle Jogginghose und T-Shirt gekleidet. Munter sah sie ihrer Freundin entgegen.

»Schon gut.« Tief sog Stefa die kühle Luft ein, dann gab sie dem fordernden Knurren ihres Magens nach und wagte einen mutigen Angriff auf ihre Geschmacksknospen. Sie biss in ihr Brötchen hinein.

»Sieht irgendwie krank aus«, merkte Susanne mit einem sonderbaren Blick an.

»Hm?« Sie kaute vorsichtig. Es war zwar kein Geschmackserlebnis, aber erstaunlicherweise genießbar.

»Das ist doch nicht etwa Fleisch mit Nougatcreme?«

»Heinrichs Kreation.«

Susanne verzog angewidert das Gesicht. »Das kann auch nur deinem Bruder einfallen.«

In einem zügigen Tempo gingen sie durch den Ort, vorbei an biederer Einfamilienhäusern mit schmucken Vorgärten, bis zur Fußgängerzone im Ortskern, die nur aus einer langgezogenen Straße bestand. Während Stefa unter den angeekelten Seitenblicken ihrer Freundin ihr Brötchen verschlang, betrachtete sie die Menschen um

sich herum, die alle Zeit der Welt zu haben schienen. Schick zurechtgemacht schlenderten sie an den Schaufenstern vorbei.

»Gestern, bevor du gekommen bist, hat dein Bruder aus seinem Leben geplaudert.«

»Das sieht ihm gar nicht ähnlich.« Obwohl Stefa die Treffen mit ihrer Freundin genoss, strengte es sie übermäßig an, denn sie hatte das Gefühl, reden zu müssen, keine unangenehme Stille aufkommen lassen zu dürfen. Das kostete Energie, auch wenn Susanne meist den größten Teil der Konversation bestritt.

»Lag wohl an dem Joint.«

»Und?«

»Er macht sich Sorgen, dass er nach Beendigung seiner Doktorarbeit keine qualifizierte Stelle bekommt. Er meint, ohne Beziehungen und einem Haufen Kohle läuft da nichts.« Susanne sah verstohlen zu ihrer Freundin. »Nichts für ungut, aber deine Eltern haben nicht gerade Talent, sich in den richtigen Kreisen zu bewegen.«

»Schon gut.« Sie dachte an Susannes Vater, der Richter war, eine angesehene Persönlichkeit mit Freunden in einflussreichen Positionen. Ihre Eltern dagegen gingen gewöhnlichen Berufen nach. Ihre Mutter war Sekretärin und ihr Vater arbeitete als Hausmeister in dem Gebäude, in dem seine Frau beschäftigt war. Außerhalb ihrer Arbeit lebten sie nahezu in sozialer Isolation.

»Weißt du, dass dein Bruder irgendwie unheimlich ist?«

»Wieso?«

»Sein Forschungsteam entwickelt eine Versuchsreihe mit dem Ziel, Affengene in das menschliche Erbgut zu integrieren.«

»Affen bekommen keinen Krebs.«

»Das hat er mir auch erklärt.« Susanne musterte nachdenklich ihre in weißen Laufschuhen steckenden Füße. »Findest du das nicht abartig?«

»Wenn sie die radioaktive Strahlung nicht eindämmen können, wollen sie es uns leichter machen, mit ihr zu leben.«

»Dein Bruder scheint dich auch schon überzeugt zu haben.« Susanne schüttelte heftig den Kopf. »Sie sind dabei, Wesen zu erschaffen, deren Natur und Auffassung von Moral eine völlig andere sein könnte. Das sind dann vielleicht keine Menschen mehr, sondern gewalttätige Tiere oder so. Sie werden versuchen uns zu beherrschen oder sie werden unsere Sklaven sein. Keiner kann den gesellschaftlichen Wandel voraussagen, den diese Kreaturen auslösen könnten.«

»Hm.« Daran hatte Stefa noch gar nicht gedacht.

»Dein Bruder glüht regelrecht, wenn er von seiner Forschung erzählt. Die Bedenken scheint er gar nicht zu registrieren. Er ist wie ein Tauber, der meint, Beethovens Symphonien zu hören.«

»Er würde nichts tun, was uns schadet.«

Sie hatten den Ortsrand erreicht und Susanne verfiel in einen gemächlichen Trab. »Ich denke, dass der Ethikrat das sowieso nicht genehmigen wird.«

Stefa begann ebenfalls zu laufen. Die Worte ihrer Freundin hatten ein leises Unbehagen in ihr geweckt. Doch die Bewegung zwang sie, sich auf das Notwendige zu konzentrieren, auf den unebenen Weg vor sich, den Rhythmus ihres Körpers. Es tat gut, über den feinen Schotter zwischen den eingezäunten grünenden Feldern hindurch zu traben, sich den Wind um die Ohren wehen zu lassen. Wie von selbst synchronisierten sich ihre Schritte mit denen Susannes. Es war ein müheloses Dahingleiten, fast wie fliegen. Das Laufen war das Einzige, bei dem sie in der Schule jeden ihrer Klassenkameraden übertrumpft hatte. Sie war ein wenig stolz darauf. Wie von selbst lösten sich ihre Gedanken von den Ängsten und Sorgen des Alltags. So mochten ihre Urahnen durch die Wälder gelaufen sein, durch eine Wildnis, die ihnen,

obwohl vertraut, voller Gefahren und Geheimnisse erschienen sein mochte.

Vor ihnen in der Ferne schlenderte eine Gruppe Menschen.

Als sie sich ihnen näherte, wurden Susannes Schritte zögerlicher.

»Was ist?« Stefa fühlte sich in ihrer beruhigenden monotonen Bewegung gestört.

»Das sind Arbeitslose.«

Stefa betrachtete die Leute vor sich genauer. Es waren Männer, Frauen und Kinder, in zerschlissene Kleidung gehüllt. Sie trugen verschmutzte, grobgewebte Stofftaschen und verstreuten sich mit nach vorne geneigtem Oberkörper auf der Wiese. Einige bückten sich, pflückten etwas und stopften es in ihre Tasche. In nahezu allen Städten wimmelte es nur so von Arbeitslosen.

»Die sind mir nicht geheuer.« Susanne blieb stehen.
»Mein Vater sagt, alle Arbeitslosen und Wirtschaftsflüchtlinge seien kriminelles, arbeitsscheues Gesindel, von dem ich mich fernhalten soll. Gut, dass sie ihre eigene Wohngegend haben. Aber was treiben die hier?«

Die Menschen machten auf Stefa weder einen kriminellen noch einen arbeitsscheuen Eindruck, sondern schienen nur auf der Suche nach Essbarem zu sein. Sie musste an ihren Hasen denken und fragte sich, ob Löwenzahn für Menschen giftig war. Ihr wurde bewusst, wie dürftig ihr Wissen über die heimische Flora war, so dürftig, dass sie ausschließlich das verzehrte, was sie im Geschäft kaufen konnte. Doch die Armen hatten diesen Luxus nicht mehr. Sie mussten lernen, sich selbst zu helfen, lernen, das zu nutzen, was ihnen die Natur an Nahrungsmitteln kostenlos bot. Da ihr die Gruppe ebenfalls nicht geheuer war, sah sie unsicher zu den leeren Wachtürmen zwischen den eingezäunten Feldern. Sie würden jedoch erst zur Erntezeit besetzt sein. Keine Wachen. Keine Sicherheit.

»Ich kenne einen Waldweg, den bin ich vor vielen Jahren mit meinen Eltern gegangen.«

»Wald? Wir laufen nie durch den Wald.« Stefa erinnerte sich nur an rot-weiß-gestreifte Absperrungen und an das Geräusch lärmender Motorsägen, jedenfalls an keinen Ort, an dem man Entspannung suchte.

»Ich glaube, man kann dort jetzt wieder langgehen.«

»Ich weiß nicht. Es ist zu einsam.«

»Eben.« Susanne sah sich suchend um. »Deshalb ist es ein guter Weg. Ich habe keine Lust, mich von denen da anpöbeln zu lassen. Und den Sonntag lasse ich mir auch nicht vermiesen.« Sie lief ein paar Schritte zurück, dann deutete sie mit dem Finger auf einen Wiesenweg. »Wenn wir dort langlaufen, kommen wir nach dem Waldstück wieder auf unseren alten Weg.«

»Wenn du meinst.« Fügsam rannte sie hinter ihrer Freundin her, die nun auf den Wiesenweg abbog. Das Gras fühlte sich gut unter ihren Füßen an, wie ein weicher duftender Teppich. Sie begann, Gefallen an dieser Art von Abwechslung zu finden. Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis sie den Waldrand erreicht hatten. Ein paar dünne Stämme ragten traurig in die Höhe, eingebettet in dorniges Gestrüpp und Brennesseln.

»Die haben nicht viel übrig gelassen.« Susanne sah sich betroffen um.

Nur dunkel erinnerte sich Stefa an einige Sätze aus ihrer Kindheit, einer Zeit, in der sie oft mit ihren Eltern vor dem Fernseher gesessen hatte. Von Energiewende war die Rede gewesen, von Intensivierung der Waldwirtschaft, dem Umsteigen auf Energiepflanzen. Doch trotz aller Bemühungen war die Ölförderung rapide zurückgegangen, der Hunger der Weltbevölkerung gestiegen, das Wasser immer knapper geworden. Kaum jemand besaß jetzt noch die finanziellen Mittel, sich privat motorisiert fortzubewegen. Der Bewegungsspielraum der Menschen hatte sich eingengt und die meisten zogen es vor,

sich auch in ihrer Freizeit nicht weit von ihrer Wohnung zu entfernen.

»Der Weg ist noch da«, hörte sie ihre Freundin frohlocken.

Sie rannten durch lichten Schatten und dorniges Gestrüpp. Der Weg entpuppte sich als schlammiger, von tiefen Spurrillen durchzogener Pfad. »Mist«, fluchte Stefa, als sie die Dornen durch die Hose stachen. »Das war keine gute Idee.«

»Nur noch ein kurzes Stück. Den Weg zurücklaufen möchte ich jetzt auch nicht mehr.«

Das kurze Stück wurde zu einem Kampf mit dichtem Gebüsch. »Wir wären besser zurückgegangen«, jammerte Stefa. Sie bog einen der zahlreichen Zweige zur Seite, der sich, sobald sie ihn losließ, seinen Platz zurückeroberte. Unzählige junge Bäume schienen an dieser Stelle um die Vorherrschaft zu kämpfen. Obwohl sie wusste, dass ihr Heimatort nicht weit entfernt war, fühlte sie sich abseits jeglicher Zivilisation. Sie musste ständig an Monster denken, die auf einsame Reisende lauerten, und war erleichtert, als sie endlich das Gestrüpp durchbrachen und Häuser in der Ferne sahen.

Susanne kicherte. »Du siehst aus wie eine Waldfee.«

Stefa musterte die schlammverkrustete Hose ihrer Freundin, die nun dunkelbraun verfärbten Schuhe.

»Komm.« Susanne deutete auf den Waldrand, wo eine Gruppe Bänke stand – in sich zusammengesunken, verrottet. »Das war mal ein Rastplatz oder so.«

Sie setzten sich auf den klobigen Tisch, ein kopfdickes Stück Holz eines einst mächtigen Stammes, das sich trotz dem Verfall widersetzte. »Dass Bäume so groß werden können«, merkte Stefa mit Blick auf den Tisch an.

»Halt still.«

Sie ließ zu, wie ihre Freundin ihr ein paar grünende Zweige aus dem zerzausten Haar entfernte, dann klopfen sie sich gegenseitig den größten Schlamm von den Hosen.

»Hoffentlich sehen mich meine Eltern nicht so«, sagte Susanne bedrückt, nachdem es ihnen nicht gelungen war, die dunklen Flecken vollständig zu entfernen. »Gehen wir zurück.« Sie erhob sich vom Tisch.

»Warte.« Stefa hatte eine Holztafel entdeckt, die von ihrem Sockel gerutscht war. Sie näherte sich dem Brett und hob es auf. Eine eingravierte Schrift kam zum Vorschein, eine Schreibschrift in roter Farbe, vergilbt, mit Moos bewachsen. Sie wischte es weg und begann stockend zu lesen:

Das Gebet des Waldes

*Mensch! Ich bin die Wärme deines Heimes in kalten
Winternächten,
der schirmende Schatten, wenn des Sommers Sonne
brennt.*

*Ich bin der Dachstuhl deines Hauses, das Brett deines
Tisches.*

*Ich bin das Bett, in dem du schläfst und das Holz, aus
dem du deine Schiffe baust.*

Ich bin der Stiel deiner Haue und die Tür deiner Hütte.

*Ich bin das Holz deiner Wiege, das Rad deines Wagens
und Brett deines Sarges.*

Erhöre mein Gebet. Zerstöre mich nicht!

Dieses Schild muss einst den Rastplatz geziert haben,
überlegte Stefa. *Doch es hat nichts bewirkt, die Bäume sind
verschwunden. Deutschland ist nur noch ein Flickenteppich
aus Städten, Feldern und unbenutzten Straßen.* Seit die
Nahrungsmittelimporte aus den krisengeschüttelten
Nachbarländern zurückgegangen waren, war immer
mehr Wald gerodet worden, um die Bevölkerung zu er-
nähren, sie mit Feuerholz zu versorgen. Die restlichen
großen Bäume waren illegalen Holzeinschlägen oder
Stürmen zum Opfer gefallen.

»Sieh nur!«, rief Susanne aufgeregt.

Als sie aufblickte, sah sie ihre Freundin erregt in den Himmel deuten. Am Firmament war ein mondgroßes Objekt erschienen, einer silbernen Weihnachtskugel ähnlich, auf der sich eine Miniaturausgabe der Erde spiegelte. »Die Wettermessstation.«

Susanne setzte sich wieder auf den Tisch und starrte fasziniert nach oben.

Stefa ließ sich neben ihr nieder.

»Weißt du, ich habe im Internet gesurft, wegen dieser geheimen Mission und so.«

»Und?«

»Nichts zu finden.«

»Sonst wäre sie ja auch nicht geheim.«

»Schlauberger.« Susanne stieß ihrer Freundin den Ellenbogen in die Rippen. »Jetzt mal im Ernst. Die Regierung gibt keine Informationen heraus. Nichts. Das Internet kocht, ist voller Theorien. Von der Invasion durch Aliens bis hin zu heimlichen genetischen Versuchen ist alles präsent.«

»Hm.«

»Sie spekulieren darüber, ob die Explosion des Jupitermondes Amalthea vor sieben Jahren, die vielen neuen Gesichter in der Politik und jetzt die Erscheinung dieser Dinger am Himmel in Zusammenhang stehen.«

»Wie das?«

»Eine Machtdemonstration von Aliens mit anschließender Übernahme der Erde durch Infiltrieren der Regierung.«

»So ein Blödsinn.« Für Stefa klang das völlig absurd.

»Dein verrückter Bruder will sich doch nicht wirklich freiwillig melden?«

»Vielleicht hat er es schon.« Da war sie wieder, die ungute Vermutung vom Morgen. »Er denkt, wenn er keine angesehene Stellung in der Forschung bekommt, eröffnet ihm die Mission neue Möglichkeiten.«

Susanne sah ihre Freundin eindringlich an. »Du wirst dich von ihm nicht belabern lassen.«

»Das hatte ich nicht vor.«

»Dann ist es ja gut.« Susanne sah abermals nach oben.

»Weißt du, dass es noch so ein Teil gibt?«

»Was?«

»Eine weitere Wettermessstation. Über den USA.«

»Seltsam.«

»Das erinnert mich an diese alten Star-Trek-Filme.«

»Ja, mich auch.« Wie hypnotisiert starrte Stefa nach oben. *Diese Kugel hat etwas Bedrohliches, Fremdes – ein stiller Beobachter, der dort nicht hingehört.*

»Lass uns zurückgehen.« Susanne rutschte von dem Tisch. »Wie ich gehört habe, werden wir dieses Ding noch länger betrachten dürfen.«

DIE AUTORIN



Anja Fahrner, geboren 1968 im hügeligen Taunus, schloss nach dem Abitur eine Ausbildung zur Gärtnerin ab. Es folgte das Studium der Psychologie und eine zwölfjährige Tätigkeit als Neuropsychologin in einer neurologischen Rehabilitationsklinik. Neben der Arbeit mit den Patienten entwickelte sie auf Klinikenebene Konzepte zum Gedächtnis-, und Konzentrationstraining, führte sie durch und leitete im Rahmen des Qualitätsmanagements die Arbeitsgruppe Patientenbefragung.

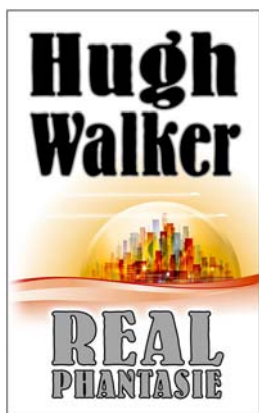
2014 hat sie sich einen lang ersehnten Wunsch erfüllt: einen nachhaltigeren Lebensstil. Sie ist zusammen mit ihrem Ehemann freiwillig aus dem Erwerbsleben ausgeschieden und wohnt direkt an ihrem Selbstversorgergarten, der einen erheblichen Teil ihrer Ernährung deckt.

2009 entstand in ihrem Kopf ein eigenes Universum, die Bühne für gesellschaftskritische Science-Fiction-Geschichten.



Unsere Titel sind
als Taschenbücher und E-Books bei Amazon erhältlich;
Printausgaben können auch direkt über den Verlag
bestellt werden:

WWW.EMMERICH-BOOKS-MEDIA.DE



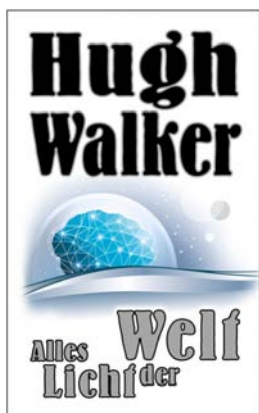
HUGH WALKER

REAL-PHANTASIE

Die Science-Fiction-Miniserie mit den Romanen *Ruf der Träume*, *Preis der Unsterblichkeit* & *Gefangene des Kosmos* aus den Jahren 1972 bis 1973.

Ende des 25. Jahrhunderts beginnen geheime Versuche mit Computerwelten und der Digitalisierung des menschlichen Bewusstseins. *Emigration* ist der Schlüssel in die programmgesteuerten Erlebniswelten der Real-

Phantasie. Doch der Rückzug in den eigenen Geist birgt nicht kalkulierbare Gefahren, denn nur ein schmaler Pfad trennt die Emigranten vor der Wildnis ihres Unterbewusstseins mit ihren Albträumen und Schrecken. Schließlich zeigt die Vergnügungsindustrie Interesse an den Möglichkeiten der neuen Technik.



HUGH WALKER

ALLES LICHT DER WELT

3 Science-Fiction-Romane:

DER WALL VON INFOS: Eine Forschungsstadt, welche die Errungenschaften der Menschheit bewahrt, übersteht die globale Katastrophe.

REBELLION DER TALENTE: Im modernen Gerichtswesen werden Fakten und Beweise aus Bewusstsein und Unterbewusstsein des Angeklagten in den Geist der Geschworenen übertragen

und ihr Urteil computergesteuert ermittelt. Die Geschworenen bleiben anonym; ihre Erinnerungen werden gelöscht. Doch ein Mitglied der Jury erinnert sich ...

DAS SIGNAL: Für Jeff Crane sind UFOs und die Area 51 kein Thema – bis er eines Tages erkennt, dass er seinen Körper mit einem außerirdischen Wesen.

HUGH WALKER
& FRANZ SCHWABENEDER

REICH OHNE SCHATTEN

Die Autoren Hugh Walker und Franz Schwabeneder haben während ihrer Linzer und Wiener Fan-Zeit gemeinsame Spuren in der österreichischen Phantastik hinterlassen. Zwischen 1963 und 1968 entstanden längere phantastische Erzählungen, die bislang nur in Fan-Publikationen wie »Pioneer« oder »Magira« erschienen sind: *Reich ohne Schatten*, *Im Land der verlorenen Herzen* und *Eisatnapf – die Welt des Gauklers*.

Walkers und Schwabeneders Texte wenden sich nicht nur an ein erwachsenes Publikum, sondern auch an Junge und Junggebliebene.



HUGH WALKER

ZAUBEREI IN TAINNIA

EIN ROMAN AUS »MYTHORS WELT«

1979 fiel im Pabel-Verlag die Entscheidung für eine neue Fantasy-Heftserie: MYTHOR. Von den eingereichten Exposés erhielt Hugh Walkers Entwurf zwar den Zuschlag für einen ersten Roman – dennoch blieb das fertige Werk für Jahre unveröffentlicht, da Walkers Darstellung des Helden nicht den Vorstellungen des Verlags entsprach.

Zauberei in Tainnia, bislang nur innerhalb der Fanszene veröffentlicht, erscheint erstmals als Taschenbuch und E-book. Die Mythor-Fans können sich nun ein Bild machen, wie sich der Autor »seinen« Helden ursprünglich vorgestellt hat.





MICHAEL SULLIVAN DURCH DIE ZEIT UND DURCH DEN RAUM

Michael findet heraus, dass sein Großvater durch die Zeit reisen kann. Als der rüstige Rentner von einer dieser Expeditionen nicht mehr zurückkommt, entschließen sich die Familienmitglieder zu einer Rettungsaktion. Aber sind sie hart genug, den Großvater und sich selbst aus dem Orient, dem Wilden Westen

und anderen unangenehmen Orten herauszuhauen und sich nach Hause zurückzukämpfen?

Eine irrwitzige Reise durch »DIE ZEIT« und durch den Raum voller skurriler Abenteuer.



BERNAR LESTON DR. LESTONS KABINETT DER SELTSAMEN SZENARIEN

45 skurrile Häppchen ...

... am Tellerrand der Realität, gewürzt mit einer Prise Phantastik und einem herzhaften Schuss des Unglaublichen!

Wenn *Der Beschworene Schreiber* nur *Verlorene Wortlosigkeit* hervorbringt und *Der Schatten des Bösen Füllers* den Schreibfluss beeinträchtigt ...

Wenn *Schüsse, die nach hinten losgingen*, trotzdem *Mitten ins Schwarze* trafen und *Der letzte Schluck* auch *Das Ende eines Rufmords* heraufbeschwor ...

Wenn *Die Zeit vergeht wie das Leben* und Sie noch *Zu jung zum Sterben* sind ...

... dann könnte eine Soirée im Kabinett des Dr. LeSton ganz nach Ihrem Geschmack sein.

HANS-PETER SCHULTES

MIT ANDREAS GROSS

RUNEN DER MACHT

Ein epischer Heldenroman aus der mythenreichen Zeit der Völkerwanderung: Die Stämme und Völker, die einst mit Attila gegen Rom gezogen sind, haben das Joch der hunnischen Herrschaft abgeschüttelt. Jetzt fallen die Sieger wie reißende Wölfe übereinander her und die Blutmagie eines hunnischen Schamanen erweckt ein lange verloren geglaubtes Grauen. Nur Giso, die Königin der Rugen, erkennt die drohende Gefahr.



SANELA EGLI

DER RAUM

Die Veränderungen, die er an seinem Haus am Stadtrand vorgenommen hatte, waren verborgen geblieben. Niemand ahnte, dass im Haus ein zusätzlicher Raum entstanden war, schalldicht isoliert mit Schaumstoff und Sicherheitsglas. Der Abschluss-test war erfolgreich verlaufen: Nicht einmal der Nachbar über ihm hatte seinen vorgetäuschten Hilfeschrei vernommen. Er war stolz auf sich: Sein Baby, sein Raum war geboren, hatte unbemerkt das Licht der Welt erblickt! Der Raum wartete darauf, bewohnt zu werden ...



Der Roman der Schweizer Autorin Sanela Egli thematisiert den obsessiven Drang nach Kontrolle, Herabwürdigung und Unterwerfung, der in Entführung und emotionaler wie körperlicher Gewalt mündet. Wie entwickelt sich die Beziehung zwischen Opfer und Täter? Wann ist der unvermeidliche Punkt erreicht, an dem die Gefühle des Opfers eine fatale Umkehrung erfahren.



DIE MITTE DER
SIEBZIGER JAHRE
VERFASSTEN HORROR-
ROMANE DES AUTORS
H. J. MÜGGENBURG ERSCHEINEN IN UNSEREM
VERLAG IN EINER EXKLUSIVEN 5-BÄNDIGEN
WERKAUSGABE

2030: Die Menschen haben die Erde an den Rand einer Katastrophe gebracht, doch jenseits unseres Sonnensystems ist diese Entwicklung nicht unbemerkt geblieben.

Die Laurasier, entfernte Vorfahren der Menschen, starten eine verborgene Rettungsaktion, um den Fortbestand der menschlichen Spezies zu sichern: Freiwillige sollen auf dem erdähnlichen Planeten Zadeg einen Lebensweg im Einklang mit der Natur erlernen.

Doch der Verantwortliche der Mission, der laurasische Heerführer und Telepath ALKATAR, wird schon bald mit den Abgründen der menschlichen Natur konfrontiert. Als ein intergalaktischer Krieg Zadeg von der Außenwelt abschneidet, setzt sich eine dramatische Entwicklung in Gang ...

 **HIMMERICH**
Books & Media

ISBN 1-5331-4280-7

EUR [D] 15,00



9 781533 142801